

Bibelbesinnung aus der Konradkirche:

Was halten sie vom sogenannten „ungläubigen Thomas“? Joh 20,24 - 29

Der zweifelnde Thomas

Mit dem sprichwörtlichen „ungläubigen Thomas“ spricht man den Skeptiker an, der nur glauben kann und will, was er sehen und greifen kann; tatsächlich aber bekennt Thomas ja nach der besagten Szene seinen Glauben mit dem höchsten und kühnsten Christusbekenntnis des Johannesevangeliums: „Mein Herr und mein Gott“. **Danach ist eher vom „gläubigen Thomas“ zu sprechen. Doch scheint dieser Glauben augenscheinlich erst dadurch möglich geworden zu sein, dass Thomas den Auferstandenen erst gesehen und berührt hat.**

Oder hat er ihn gar nicht berührt? Brauchte er die Aufforderung Jesu gar nicht mehr befolgen, hatte er es nach der Anrede Jesu nicht mehr nötig, den Finger in seine Wunden zu legen? Hier sind wir schon bei den häufig übersehenen „Unbestimmtheitsstellen“ diese berühmten Textes, denn ein Berühren der Wundmale Jesu wird ja nicht erzählt, und die Frage, was nun tatsächlich Thomas von seinem Unglauben und seiner Skepsis zum Bekenntnis des Glaubens bringen konnte, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen. Die entstehenden Lücken werden einfach mit der Vermutung überdeckt, dass Thomas die „Fingerprobe“ macht. Doch das vierte Evangelium ist durch eine höchst narrative Strategie ausgezeichnet.

1. Kunsthistorische Annäherung

Künstler sind besonders genaue biblische Leser, daher wird nun versucht, deren Annäherung an den „Thomaszweifel“ zu analysieren. In der Darstellung des italienischen Barockmalers Caravaggio (1571-1610) führt Jesus selbst den Finger Thomas' in die Seitenwunde. Die anderen Jünger sind zugegen, deren Interesse zeigt, dass Thomas' Begehren zutiefst menschlich ist, sich kaum unterscheidet und nicht zu verdammen ist.



Caravaggio – Der ungläubige Thomas

- Bei Peter Paul Rubens (1577-1640) kommt es in seiner Darstellung nicht zur Berührung, er stellt lediglich dar, wie Jesus Thomas seine Handwunde zeigt und ihn einlädt, diese zu betasten („Siehe meine Hände“, Joh 20,27). Gerade im Gegensatz zu Caravaggios ist dieser Kontrast bemerkenswert. Eine Steigerung dieses Ausdrucks bringt dann Rembrandt (1606-1669) mit seinem Bild von 1634



Rubens Rembrandt



Jesus hebt lediglich sein Gewand und entblößt seine Seitenwunde und hält sie dem zweifelnden

Jünger entgegen. Nur seine eigene Hand zeigt auf die Wunde. Die Hände des Thomas sind dagegen verschreckt aufgehoben, entsetzt schreckt er zurück, und eine Berührung der Wundmale ist durch diesen Gestus völlig ausgeschlossen. Angesichts der Worte Jesu, die ihn und seine (nur den Mitjüngern gegenüber geäußerten) Gedanken „entlarven“, und angesichts der Geste des Auferstandenen, der von sich aus seine Wundmale zeigt und sich damit dem zweifelnden Jünger offenbart, kann dieser offenbar von der gewünschten handgreiflichen „Nachprüfung“ Abstand nehmen. Die unterschiedlichen „Lesarten“ der Jünger bieten Anlass, über Thomas und seine Wirkungsgeschichte nachzudenken. Was ist Sinn und Bedeutung dieser letzten Szene des ursprünglichen Johannesevangelium, dem Abschluss der „Ostergeschichten“ in Joh 20 zu fragen. Ist er als Zweifler zu tadeln, ist sein Streben nach Verifikation und Beweis ungläubig oder gar sündig? Und wie lässt sich der Glaube angesichts des Zweifels verstehen?

2. Das biblische Bild von Thomas

Thomas ist in allen Jüngerlisten vertreten und dennoch völlig unprominent; erst im Johannesevangelium bekommt Thomas Konturen. Ein galiläischer Jude im engsten Umkreis Jesu. Nichts ist von ihm gesagt, außer dass er mit Jesus seinen Weg geht und in der frühesten nachösterlichen Gemeinde auftritt. Offen bleibt, wie er zum Jüngerkreis kam, er wird vorausgesetzt und dann unvermittelt erwähnt. Als Jesus beabsichtigt, nach Bethanien zu gehen, zu Lazarus, der gestorben ist, kommentiert dieses Thomas damit: „Lasst auch uns hingehen, um mit ihm zu sterben“ (Joh 11,8). Der Weg mit Jesus könnte gefährlich sein. So bekundet der johanneische Thomas wie die anderen Jünger auch ein skeptisches Unverständnis für den Weg Jesu: in diesem Beispiel erschließt sich johanneische Ironie. Thomas spricht in seinem skeptischen Unverständnis zugleich die Wahrheit aus, dass Jesu Gang zum Grab des Lazarus und seine Auferweckung zugleich ihn selbst schließlich in den Tod bringen wird (Joh 11,47-53). Auch der zweite Auftritt des Thomas handelt von Jesu Weg: In der Abschiedsstunde stellt er Jesus eine (von Jesus selbst provozierte) Zwischenfrage (Joh 14,5): »Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst. Wie können wir da den Weg kennen?« Das Unverständnis verwundert zumindest die johanneischen Leser, denn diese wissen ja bereits, dass Jesus »zum Vater« geht (Joh 13,1f.), und die Jünger sollten dies seinen Worten (Joh 14,2-3) auch entnehmen können. Man könnte vermuten, dass Thomas hier im Besonderen als unverständlich hingestellt werden sollte – evtl. im Gegensatz zu seiner Hochschätzung in anderen Kreisen – doch sind nach der johanneischen Darstellung alle Jünger vor Ostern unverständlich, und das Evangelium stellt diesen Sachverhalt immer wieder heraus. Die Frage des Thomas dient in dieser durch wenige Einwürfe unterbrochenen Rede letztlich nur als »Steilvorlage« für Jesus, der sich daraufhin selbst als den wahren Weg zum Leben bzw. zum Vater (Joh 14,6) präsentieren kann. Hier erfüllt die Thomasfigur vor allem die Funktion, Jesus zu einem noch klareren Ausdruck seiner Funktion und Würde zu veranlassen. Eine weitergehende Charakterisierung seiner Person ist dieser kurzen Zwischenfrage kaum zu entnehmen. Individuellere Konturen bekommt Thomas erst in der Ostererzählung Joh 20, wo er bei der ersten Begegnung des Auferstandenen mit den Jüngern am Ostertag – aus unbekanntem Gründen – nicht zugegen ist (Joh 20,24). Während die anderen in dieser Begegnung – als Jesus ihnen seine Hände und seine Seite zeigt und sie mit dem Friedensgruss anredet – »sich freuen« und damit zum Glauben an ihn als den Auferstandenen gelangen (Joh 20,20), kann Thomas auf den bloßen Bericht der anderen hin noch nicht glauben. Ihnen – und nur ihnen – gegenüber äußert er seinen Zweifel bzw. seinen Wunsch nach einer »Autopsie«, ja einer handgreiflichen Verifikation (eigene Beweisführung durch Berührung) des Glaubens (Joh 20,25). Bei der nächsten Zusammenkunft, die nach Johannes auffälligerweise acht Tage später erfolgt, tritt ihm Jesus von sich aus entgegen, bietet ihm eine solche handgreifliche Verifikation an und erweist sich gerade dadurch bereits als derjenige, der um die verborgenen Zweifel und Bedürfnisse seines Jüngers weiß. Das letzte Element der Worte Jesu, die Aufforderung »nicht ungläubig, sondern gläubig« zu sein (Joh 20,27), impliziert eine Charakterisierung der bis dahin vorherrschenden Haltung des Thomas als »ungläubig« und provoziert zugleich das Glaubensbekenntnis des Thomas, das sachlich das höchste Christusbekenntnis des Johannesevangeliums überhaupt ist: »Mein Herr und mein Gott!« Die Antwort Jesu: »Du glaubst,

weil du mich gesehen hast. Selig, die nicht mehr sehen und glauben!« lässt fragen, ob und inwiefern darin ein Tadel an Thomas und seinem Insistieren auf dem Sehen (und darüber hinaus gar auf der Fingerprobe) liegen soll. Sicher aber enthält sie eine Verheißung an andere (wohl später) Glaubende, d.h. primär an die Leserinnen und Leser des Evangeliums, die in einer späteren Zeit nicht mehr wie Thomas mit eigenen physischen Augen sehen können und dennoch zum Glauben kommen können und sollen. Mit dieser letzten Anrede Jesu an Thomas endet das Thomasbild des ursprünglichen Evangeliums. Abgesehen von der Szene Joh 20 bleiben die Indizien dürftig, Thomas als „Skeptiker“ zu sehen. „Unverständlich“ sind im vierten Evangelium alle Jünger des irdischen Jesu, mit Ausnahme des „Lieblingsjüngers“. An diesem biblischen Thomasbild wird intensiv weitergearbeitet, dabei zeichnen sich zwei Richtungen ab: Die durch eine Reihe von Schriften zugeschriebene „Thomastradition“, in der Thomas als besonderer Offenbarungsempfänger geschätzt wird. Andererseits die Weiterdeutung der Thomasgestalt, die sich mit dem Zweifel des Thomas auseinandersetzen hat und eher an die Thomas zuteil gewordene Glaubensvergewisserung knüpft.

3. Die Thomasepisode im Fokus ihrer Ausleger

Tertullian erwähnt Thomas explizit als negatives Beispiel für einen Menschen, der erst sehen, hören und tasten muss, um glauben zu können, im Gegensatz zu Maria Magdalena, die ihn aus Liebe zu berühren versuchte. Als derselbe, der er vor dem Tod war, ist Jesus der Auferstandene. Die Thomasepisode wird also von Anfang an – und später fast ausschließlich – als ›Beweis‹ der tatsächlichen, leiblichen Auferweckung Jesu gewertet. Die Gestalt des Thomas und sein Zweifel hat in dieser dogmatischen Beweisführung nur ganz nachrangige Bedeutung. Dass in diesem argumentativen Kontext in der Regel mit einer tatsächlichen Berührung des Auferstandenen gerechnet wird, ist klar. Insgesamt ist aber festzustellen, dass die Figur des Thomas und sein Zweifel in der altkirchlichen und mittelalterlichen Auslegung deutlich zurücktritt hinter den mit diesem Text verbundenen dogmatischen Interessen. Im Fokus ist nicht der individuelle Jünger, erst recht nicht die literarische Gestalt des johanneischen Textes, sondern das dahinter als historisch angenommene Geschehen, die daraus zu entnehmende Lehre (über die leibliche Auferstehung, die Beschaffenheit des Leibes Jesu oder die zwei Naturen Christi). Dabei wird der explizierte Unglaube des Thomas gerne heruntergespielt, zur temporären Glaubensschwäche, zum Kleinglauben, zur Neugierde oder gar zum Ausdruck der Suche nach Christus, um das Ansehen des Apostels zu ›retten‹. Interessanterweise markiert auch hier die Reformation einen Bruch mit der exegetischen Tradition. Zum einen wird die Kritik am Verhalten des Thomas nun teilweise deutlich massiver, und zum anderen wird nun erstmals wieder stärker die Frage aufgeworfen, ob Thomas wirklich die Wundmale Jesu berührt hat. Johannes Bugenhagen und andere Lutheraner »bestreiten [...], dass Thomas Jesus wirklich berührt habe« oder legen dieser Berührung nur noch wenig Bedeutung bei. Calvin, der die Thomasepisode in seinem Johanneskommentar durchaus im Sinne der älteren Tradition als Befestigung des Glaubens und darüber hinaus als Beleg der Fürsorge Christi für den Glauben des Thomas und aller Christen interpretiert, stellt gleichzeitig die Starrsinnigkeit des Thomas als warnendes Beispiel scharf heraus. Sein Verhalten sei Selbstüberhebung, ja »Beleidigung Christi.« Wolfgang Musculus vergleicht gar die Bevorzugung des Zeugnisses der Sinne gegen über dem heiligen Wort Gottes mit der Entscheidung für Satan statt für Gott. Hinter dieser negativeren Bewertung des Thomas mag zum einen die Tatsache stehen, dass die außerbiblischen Legenden über Thomas in der reformatorischen Exegese keine Bedeutung mehr hatten, zum anderen steht die Lehre von der Begründung des Glaubens durch Christus bzw. das Wort allein dem Interesse am Wunder bzw. an der Verifikation durch die menschlichen Sinne entgegen. Somit konnte dem Handeln des Thomas, seiner ›Fingerprobe‹ keine konstitutive Bedeutung mehr beigemessen werden. Schließlich waren für die Reformatoren auch die zuvor oft dominanten dogmatischen Detailfragen nach der Natur des Leibes des Auferstandenen als unfruchtbare Scholastik irrelevant geworden, so dass die seit den antignostischen Autoren bestimmende Sichtweise auf die

Thomasperikope als eines Beweises der leiblichen Auferstehung zugunsten der Konzentration auf die Frage von Glaube und Unglaube aufgegeben werden konnte.

4. Thomas, der Zweifler und der Glaube

Vielmehr weisen der Schluss der Perikope, die Aufforderung Jesu an Thomas zu glauben, dessen Bekenntnis zu Jesus als »Herr« und »Gott« und v.a. der kommentierende Makarismus Joh 20,29 darauf hin, dass die Frage des Glaubens und der Glaubensvermittlung in nachösterlicher Zeit das eigentliche, hier bearbeitete Problem bilden. Das virulente Problem, das den Evangelisten zur Anfügung der Thomas-Perikope nötigte, ist mithin nicht einfach die Frage: »Ist der Gekreuzigte wirklich und leiblich auferstanden?« Diese Frage wäre auch schon mit den vorausgehenden drei Szenen hinreichend beantwortet. Weiterhin bedrängend ist vielmehr die Frage, wie die Aneignung des Glaubens möglich sein soll in einer Zeit, in der es zwar das Zeugnis der Zeugen gibt, letztendlich das Buch, das geschrieben ist, »damit ihr glaubt« (Joh 20,30f.), aber in der die Rezipienten dieses Zeugnisses doch nicht mehr im Sinne einer unmittelbaren Begegnung mit Jesus »sehen« können. Wie kann Glaube dann noch vermittelt werden, wenn er doch eigentlich auf einer persönlichen Begegnung mit Jesus basiert, dieser aber aufgrund seines Todes bzw. nach Ostern unsichtbar, entzogen und scheinbar abwesend ist? Das Ansinnen des Thomas erweist sich somit als »das Ansinnen aller Zu-spät-Gekommenen«. Der Makarismus (=Seligpreisung, Verherrlichung) zielt deutlich auf diese Zukunft, er ist nicht als ein Tadel an Thomas formuliert, dessen Sehen- und Begreifenwollen ihn dann als ›Nicht-Seligen‹, als Schwergläubigen oder gar als renitenten Zweifler zu kategorisieren erlaubte. Er ist vielmehr eine Heilzusage an die Leserinnen und Leser des Evangeliums, die trotz ihrer andersartigen Situation glauben sollen und können und denen darin das Heil zugesprochen wird.

Thomas nimmt die zuvor begehrte Fingerprobe nicht mehr vor, sie wäre ein Festhalten an einem bisherigen Verständnis der Nachfolge des irdischen, physisch präsenten Jesus. Vielmehr bekennt er sich auf das Wort hin, das ihn in seinen tiefsten Wünschen erkennt und zugleich zum Glauben ruft, in unüberbietbarer Weise zu Jesus als zu seinem ›Herrn und Gott‹,, er », spricht das Hochbekenntnis zum Verherrlichten aus, ohne dessen bleibende Wunden berührt zu haben.« Im ›Zweifel‹ des Thomas spricht sich somit die Spannung zwischen vorösterlicher Nachfolge und nachösterlichem Glauben aus, die Episode über den ›ungläubigen Thomas‹ ist dazu gestaltet, um diesen nachösterlichen Glauben einerseits (durch das Zeugnis der Osterzeugen) mit zu begründen, andererseits aber auch die Leserinnen und Leser des johanneischen Werks in die neue Situation und in die neue Gestalt des Glaubens einzuführen, die auch ohne physisches Sehen oder physische Präsenz aufgrund des Zeugnisses der Zeugen und des vergewissernden Zeugnisses des Geistes möglich ist. Die erzählerische Figur des Thomas ist daher nicht aufgeboten, um diese Gestalt zu desavouieren oder »durch die Kombination von falschem Draufgängertum und Unverständnis zum Prototypen des Ungläubigen [abzustempeln.]« Noch weniger lässt sich begründen, dass diese Gestalt eingeführt wäre, um irgendwelche anderen, mit Thomas verbundenen Überlieferungen oder gar dahinter stehen-die frühchristliche Kreise zu diskreditieren. Vielmehr verkörpert Thomas das Problem aller Nachgeborenen, und die Art und Weise, wie Jesus seinem Ansinnen begegnet, wird somit zum Modell und zur Verheißung für diejenigen, die »nicht (mehr) sehen (können), und doch glauben.«

Zusammenfassung Dr. Michael Althaus, nach Ursprungstext:

Dr. Jörg Frey, Professor für Neutestamentliche Wissenschaft mit den Schwerpunkten Antikes Judentum und Hermeneutik an der Universität Zürich.